

Artikel aus dem EXTRA Lexikon

Tschador, Turban und Kaftan - Über Kleidungssitten in der islamischen Welt

Die Schätze nicht preisgeben

Von Walter M. Weiss

Die Araber halten viel auf ihre Kleidung, es überlässt sich dabei jeder dem freien Spiele seiner Phantasie und in seinem Anzuge gibt sich schon ein jeder in seinem Wesen, sie lieben sehr die bunten Farben und deren Contrast, reiche Verbrämung von Gold, seltsame Zier von seidenen Schnüren und Kordeln, Knöpfen und Quasten, sie können sich selten genug tun, und an die Hitze gewöhnt, tragen sie zwei drei Kleidungen übereinander, Pelz und Binden und Schärpen werden da nicht geschont.

Der deutsche Reisende Fritz Max Hessemer, der Anfang des vorigen Jahrhunderts über die Gewänder der Morgenländer derartig ins Schwärmen geriet, wäre heute wohl ziemlich enttäuscht. Die schillernden Trachten sind, vor allem in den großen Städten, mehrheitlich einem grau-braunen Einerlei von Hosen und Sakkos, Röcken und Mänteln, ja Trainingsanzügen und Blue Jeans gewichen. Trost fände er nur unter Bauern und Beduinen auf dem Land, denn dort hat die Tradition zumindest teilweise bis heute überlebt. Dort stößt man noch auf helle, leuchtende Farben, und kann die regionalen und sozial bedingten Differenzen, aber auch die Gemeinsamkeiten in den herkömmlichen Kleidungsweisen erkennen.

Zur Grundausstattung für beide Geschlechter gehören in fast allen islamischen Ländern von jeher der sirwal, eine knöchellange Pluderhose aus leichtem Stoff, und das kragenlose, locker über das Knie fallende Hemd, qamis. Darüber trug man (und trägt man in manchen Gegenden immer noch) lose, große Stofftücher. Wobei sich die Frauen von den Männern nur durch die Technik des Wickelns, die Buntheit des Gewebes sowie Accessoires und Zierat unterschieden. Parallel dazu bildeten sich schon bald - teils in Fortsetzung vorislamischer Sitten, teils aufgrund klimatischer Bedingungen - zahlreiche Regionalstile heraus.

Im Maghreb - um nur wenige Beispiele zu nennen - haben die Männer zum Schutz vor den hohen Temperaturunterschieden den berühmten burnus, einen hellen, wollenen Kapuzenmantel, an. Auch die Araber und Türken kennen eigene Mantelmodelle: den aba (er ist geschlossen, dunkel und aus Wolle) beziehungsweise den kaftan (langärmelig, vorne offen und aus Baumwolle oder Brokat). Die Palästinenserinnen tragen mit Vorliebe ein bunt besticktes Baumwollkleid (thawb); die Maghrebinerinnen hingegen über der Bluse eine ärmellose, um die Taille mit einer Schärpe umwickelte Tunika, die dschubba oder gandura. Und den ägyptischen Fellachen dient die dschellabiya, ein schlichter, an seinem V-Kragen geknöpfter Baumwollumhang, als Alltagsgewand.

Nicht minder groß ist die Vielfalt an Kopfbedeckungen. Ihr liegt die traditionelle Scheu der Orientalen vor der Barhäuptigkeit zugrunde. Wie die Juden halten auch Moslems zum Zeichen der Demut und des Respekts ihren Kopf - nicht nur, aber vor allem beim Gebet - bedeckt, und entblößen ihn lediglich, wenn es gilt, einer Situation besondere Dramatik zu verleihen. Die Basis für die meisten Modelle bildet die taqiya, jene kleine und gestickte, meist weiße, mit Baumwollspitzen versehene Kappe, mit der männliche Fundamentalisten heutzutage gerne öffentlich ihre antiwestliche Gesinnung demonstrieren. Um die Taquiya wickelt man, wie einst der

Prophet, lange Tücher zu Turbanen. Über sie breiten die Iraker, Syrer und Palästinenser, aber auch die Bewohner der Arabischen Halbinsel bis heute ihre mit Kordeln gekrönten, über den Nacken fallenden Kopftücher. Zu ihren nahen Verwandten zählen die charakteristischen roten Filzmützen - die flache, aus Tunesien stammende chechia, der ägyptische tarbusch und der türkische fez; zu ihren entfernteren die Fell- und Filzkappen der Osmanen, Perser und Mongolen.

Drei Arten von Schleier

Manche Missverständnisse herrschen im Westen bezüglich eines anderen weit verbreiteten Kopfschmucks - dem Schleier. Zum einen, weil genau genommen zwischen dreierlei Formen zu unterscheiden ist: Zwischen erstens jenem Gesichtstuch, das, mit Bändern befestigt, Nase, Mund und Hals bedeckt und vorwiegend in Saudi-Arabien und den Golfscheichtümern getragen wird; zweitens jener Kopfstulpe mit angehefteter bodenlanger Glocke, die nur einen transparenten Augenschlitz aus Häkelspitzen frei lässt und in Nordindien, Afghanistan und Pakistan gebräuchlich ist; und drittens dem im Abendland häufig als Schleier bezeichneten persischen tschador (zu deutsch "Zelt"), jenem schwarzen, Körper und Kopf bedeckenden Umhang, der das Gesicht entgegen der im Westen kolportierten Meinung unverhüllt lässt, und auf dessen Verwendung die Sittenwächter in Teheran seit 1979 so vehement Wert legen.

Missverständnisse birgt auch die weit verbreitete Ansicht, der Schleier sei im Laufe seiner Geschichte - die übrigens lange vor dem Islam begann - ausschließlich ein Instrument der Männer gewesen, die Freiheit der Frauen einzuschränken. So sehr dies in vielen Gesellschaften zutrifft (und immer noch trifft) - der Schleier hatte doch stets auch andere Funktionen, etwa, vor Sonne, Sand und Staub, aber auch dem "Bösen Blick" und Belästigungen zu schützen, Stammeszugehörigkeit zu symbolisieren, und zu verhindern, dass, wie der Volksglaube suggerierte, Geister in die oberen Körperöffnungen eindringen. Immerhin war der Schleier häufig, was er bei den Tuaregs noch heute ist: fixer Bestandteil auch der männlichen Garderobe.

Der Koran schreibt hinsichtlich der Bekleidung nur recht allgemein Zurückhaltung und Schicklichkeit vor. Frauen mahnt er, "ihre Schätze nicht preiszugeben". Sie sollten außer Haus Gesicht und Dekolleté bedecken, die Formen ihres Körpers nicht unnötig hervorheben, keine transparenten Stoffe verwenden und extravaganten Prunk vermeiden - auf dass sie beim anderen Geschlecht kein Lustgefühl erregen. Männern hingegen untersagte Mohammed ("so sie nicht von Läusen oder Hautkrankheiten befallen sind") das Tragen der "dekadenten" Seide. Seine sittenstrengen Gefährten befolgten diese Gebote noch strikt. Doch schon nach einer Generation wurden sie von höchster Stelle ignoriert: Die omajjadischen Kalifen richteten staatliche Feinwebereien ein, so genannte tiraz, in denen, wie früher am byzantinischen Hof, schwere gold- und silberbestickte Prachtstoffe erzeugt wurden. Zugleich erließen sie Edikte, die Christen und Juden zwangen, bestimmte Farben (etwa Gelb) und Unterscheidungszeichen (etwa spezielle Gürtel) zu tragen.

Unter den Abbasiden kamen Strümpfe in Mode und aus Persien stammende, knöchellange, reich dekorierte Zeremonialgewänder - eine Art Kaftan. Vollends erlagen dann die Fatimiden den Lockungen des Luxus: Sie statteten ihren gesamten Beamtenstab mit pompösen Festkostümen aus, die "von der Unterwäsche bis zum Turban" aus Seiden und Brokaten waren. Zugleich gründeten sie im ganzen Reich eine Unzahl von Stoffmanufakturen, deren grandiose Qualität sich noch heute an Museumsexponaten wie dem berühmten Krönungsmantel des Normannenkönigs Roger II. in der Wiener Schatzkammer ablesen lässt.

Die Textilerzeugung war von Anfang an der maßgebliche Wirtschaftszweig in der islamischen Welt. Seine Produkte dienten nicht nur als Grundlage für Bekleidung, sondern auch für die Schlafstätten, Diwane, Pölster, Decken - für die "Möbel". Besonders wertvolle Stoffe waren Statussymbole und vererbbares Kapital und wurden in der Diplomatie häufig ausländischen Gästen als Präsente dargebracht. Die beste Seide (harir) kam aus Damaskus und Aleppo, mindere aus der Gegend rund um das Kaspische Meer. Baumwolle (qutn) wuchs vor allem in Syrien und

im Tal des Nils, Flachs (kattan) in dessen Delta, Halfa-Gras, aus dem man Matten und Sandalen machte, auf den Hochplateaus des Maghreb. Und Wolle (suf) gab es überall, wo es Schafe, Ziegen oder Kamele gab. Aus den berühmten Dokumenten der Geniza, der Schriftkammer der Synagoge von Alt-Kairo, wissen wir, dass im 11. und 12. Jahrhundert ein großer, wenn nicht der größte Teil der Handwerker und Händler mit der Herstellung und dem Vertrieb von Geweben beschäftigt war.

Textilhandwerk im Abseits

Die Situation begann sich erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts dramatisch zu verändern: Die Herren Cartwright in England und Jacquard in Frankreich hatten den mechanischen Webstuhl erfunden, beziehungsweise weiterentwickelt, und damit den Europäern ermöglicht, ihre eben eroberten Kolonien mit textiler Massenware zu überschwemmen. Diese war zwar weit weniger haltbar, von ihrer Ästhetik gar nicht zu reden, aber sie war billiger und deshalb begehrt.

Als man schließlich in vielen Ländern nach deren Unabhängigkeitserklärung industrielle Großspinnereien und -webereien baute, geriet das traditionelle Textilhandwerk noch weiter ins Abseits. Heute begegnet man Handwebern höchstens in entlegenen Dörfern und bei Beduinen. Die wenigen noch in den Basaren tätigen Schneider nähen nur mehr für eine kleine, gutbetuchte und nostalgische Klientel. Und auch die Zahl jener Kinder, die - vor allem in den Städten des Maghreb - entlang der Hauswände Agavenseide spannen, um sie mit Hilfe von Handspulen zu zwirnen, schrumpft rapide.

Die Ersten, die sich im Orient die europäische Kleidung zum Vorbild nahmen, waren Anfang des 19. Jahrhunderts die Militärs bei der Wahl ihrer Uniformen. Es folgten, unter dem Einfluss der westlichen Gesandten und Geschäftsleute und auch Missionsschulen, die ansässigen Christen und Juden. Nach dem Ersten Weltkrieg beschleunigte sich der Wandel: Mehr und mehr Moslems aus der städtischen Oberschicht standen in regelmäßigem Kontakt mit dem Westen und kleideten sich dementsprechend. Frauen gewannen an Selbstbewusstsein und lehnten sich gegen das Schleiergebot auf. Zugleich kam es zu Aufsehen erregenden staatlichen Eingriffen: Bereits 1828 hatte Sultan Mahmut II. in der Türkei per Gesetz den Turban verboten und stattdessen den Fez eingeführt. Nun, 1925, wies Kemal Atatürk seine Untertanen an, den Fez gegen Hut oder Mütze zu tauschen. 1936 setzte Schah Reza Pahlevi in Persien einen ähnlich radikalen Schritt, indem er das Tragen des Tschadors untersagte. Die Entschleierung wurde mit brutaler Polizeigewalt durchgesetzt.

Dass die Verdrängung der traditionellen Kleidungsgewohnheiten nicht nur den Verlust einer Äußerlichkeit bedeutet, sondern die Auflösung einer Geisteshaltung und Lebensform signalisiert, hat der Islam-Kenner Titus Burckhardt treffend formuliert: "In der Tat ist in den meisten Fällen das Verschwinden der einheimischen Tracht das Anzeichen einer Sinnesänderung. Der Einwand, dass die europäische Kleidung nützlicher sei, ist nur halb wahr, denn die weiten orientalischen Gewänder, die frei die Glieder umspielen, entsprechen besser dem örtlichen Klima mit seinen heftigen Wechseln von Heiß und Kalt. Zugleich aber drücken sie in ihrer Verbindung von asketischer Schlichtheit und männlich-patriarchalischer Würde eine bestimmte geistige Haltung aus . . . Die europäische Kleidung widerspricht den Stellungen und Gebärden des islamischen Gottesdienstes; sie behindert die Verbeugungen und Niederwerfungen, erschwert die vorgeschriebenen Waschungen, nimmt dem ungezwungenen Beisammensitzen zu ebener Erde seine Würde."

Freilich: was zeitgenössische Fundamentalisten als Gegenreaktion auf die Verwestlichung in manchen Ländern in jüngster Zeit Frauen aufzwingen - das hochgeschlossene, langärmelige, knöchellange Kleid und das Hals und Haare verdeckende Kopftuch, hat mit originären islamischen Kleidungssitten kaum etwas zu tun. Vielmehr stellt es den Versuch dar, eine längst europäisierte Kleidung männlichen Vorstellungen von einer gottgewollten weiblichen Moral anzupassen. Die einzige Gelegenheit, bei der jeder Moslem, unabhängig von Herkunft und Stand, noch heute wirklich jeglische modische Modernismen ablegt, ist die Wallfahrt nach Mekka: Denn

an diesem heiligsten aller Orte müssen Männer, ob arm oder reich, ihre Alltagsmontur ab- und ein spezielles Gewand anlegen, das aus nichts als zwei ungenähten weißen Wickeltüchern besteht und den Weihezustand (ihram) symbolisiert. Die Frauen, die hier in der Regel keinen Schleier, sondern nur ein Kopftuch tragen, haben möglichst schlicht gekleidet, unparfümiert und bar jeden Schmucks zu sein.

Literatur: Walter M. Weiss, Kurt-Michael Westermann: Der Basar. Mittelpunkt des Lebens in der Islamischen Welt; erschienen bei Brandstätter, Wien bzw. bei dtv, München.

Freitag, 26. Oktober 2001 00:00:00
Update: Dienstag, 01. März 2005 14:57:00

Wiener Zeitung · 1040 Wien, Wiedner Gürtel 10 · Tel. 01/206 99 0 · Mail:
online@wienerzeitung.at